

Am vergangenen Sonntag haben wir gehört, wie Jesus auf einem Berg sitzend seine Jünger zu „Salz der Erde“ und „Licht der Welt“ erklärt. Damit hat er der Kirche die skandalöse Aufgabe übertragen, Gottes Maß in der Welt aufrecht zu erhalten. Am heutigen Sonntag erfahren wir im Detail, was den Geschmack des Salzes und den Glanz des Lichtes ausmacht. Und dabei stoßen wir unvermeidlich auf die große Frage: Ist das Maß Gottes, das Jesus hier verkündet, überhaupt für den Menschen geeignet und hilfreich?

Nicht zu töten ist richtig und verständlich, nicht daneben zu reden – ganz gut; nicht die Ehe brechen – vielleicht auch noch in Ordnung. Aber kein böses Wort, kein lüsterner Blick, keine Argumente für mein Rechthaben... Ist das nicht ein maßloses Maß?! Paulus verwendet in der Lesung das unmögliche Wort: „Wir verkünden Weisheit unter den Vollkommenen.“ Ist Vollkommenheit nicht von vornherein unmöglich? Wo ist der oft gepriesene jüdische und christliche Realismus?!

Jesus will offensichtlich einen zwischenmenschlichen Raum anderer Art eröffnen, der nicht allein schon dadurch entsteht, dass man sich nicht gegenseitig umbringt und nicht in die Ehen einbricht. Er nennt es „Gottes Reich“, er ruft die messianische Zeit aus, in der das menschliche Zusammenleben ganz anders ist. Er steckt nicht – wie gewöhnlich jede Gesetzgebung – große Eckpunkte einer funktionierenden Gesellschaftsordnung ab, sondern geht ins kleinste alltägliche Detail und zeigt, dass es möglich ist, alles Zersetzende und Zerstörende schon in der Wurzel ersticken zu lassen. Er wird seinen Jüngern zeigen, dass die Forderung nach Vollkommenheit keine untragbare Bürde oder gar geistlicher Missbrauch sein muss, sondern die Lust auf Reinigung, Ausrichtung und Aufstieg wecken und uns zu unserer ursprünglichen Würde befreien kann. Es geht um viel mehr als Gewaltlosigkeit, die auch schon sehr viel ist; nämlich darum, dass man ohne Lüge, ohne Angst um sich selbst, ohne Verurteilung der Anderen, ohne das Gefühl, zu kurz zu kommen – auch leben kann und dabei nichts verliert. Im Gegenteil, man gewinnt ein neues Leben. Das sind keine bloßen Worte und kein schön formuliertes Programm, sondern Zuspruch einer Realität, die wir kaum kennen aber vielleicht in seiner Strahlkraft ahnen. Dieses beunruhigende, irritierende Angebot Jesu hatte in der Geschichte des Christentums zwei ziemlich gegensätzliche Folgen:

Zum einen entstanden und entstehen bis heute einzelne Biografien und Gemeinschaften, die in verschiedensten Formen und auf unterschiedlichen Wegen Jesus gerade in dieser Radikalität und Kompromisslosigkeit nachfolgen. Sie sind bereit, auf alles zu verzichten, was weniger ist als das Unendliche, um Armut,

Reinheit, Gehorsam zu leben – was mit dem besonderen Wort „Liebe“ zusammengefasst wird. Das sind faszinierende reale – wenn auch unrealistische – Möglichkeiten des Menschen.

Auf der anderen Seite erregt das Christentum immer schon Anstoß und wird gewaltsam oder mit allen anderen Mitteln angegriffen und abgewehrt. Es soll sowohl von innen wie von außen bezähmt, verharmlost, salonfähig gemacht, oder gleich ganz abgeschafft werden und sich fügen oder verschwinden.

Diese zwei Reaktionen haben dieselbe Wurzel: die unverrückbare Tatsache, dass wir von Gott stammen und auf IHN hin existieren; auch und gerade, wenn wir IHM nie ganz gerecht und ebenbürtig werden, wir sind durch seinen Geist geschaffen und haben an diesem Geist Teil; wir sind nicht autonom, sondern abhängig – allerdings von einer Liebe abhängig, die uns fast unwiderstehlich zu einer selbstvergessenen Gegenliebe ruft.

Die seit einigen Wochen emeritierte Religionsphilosophin Hannah-Barbara Gerl-Falkovitz, hat in einem Vortrag zu der scheinbar menschenunmöglichen Forderung Jesu in der Bergpredigt folgende tastende Worte gefunden:

„Die Brücke zu bauen vom Unvermögen des natürlichen Menschen zu den beunruhigenden Forderungen Christi. Die Bergpredigt, [...] enthält Forderungen, die über jedes Menschenmaß hinausgehen, und entsprechend groß war hinterher der Bruch. [...] Seit Pfingsten, seit ihrer Geburt greift die Kirche das Unmögliche an. In der Vitalität, die zwischen Jesus und der Kirche schwingt, vibriert der Geist zwischen dem Unmöglichen und der schrittweise versuchten Umsetzung ins Mögliche. [...] Mühsam und in lächerlich kleinen Schritten vermittelt sie das Ungeheure; das, was wir eigentlich nicht leisten können in der widerstrebenden Welt.“

Was mir daran gefällt, ist die demütige Haltung: dass sie das Problem nicht einfach auflöst, oder wegerklärt, sondern es stehen lässt. Und zwar in seiner schmerzenden und doch reizvollen Dynamik. Denn wir sehnen uns nach dem höchsten Maß, fühlen uns dazu berufen; gleichzeitig leiden wir darunter, dass wir ihm nicht ganz nachkommen.

Auch wenn dabei das Scheitern vorprogrammiert ist, ist so ein Scheitern unvergleichlich besser und wertvoller als das Erreichen von verkehrten oder mittelmäßigen Zielen. Und es ist sehr wichtig zu lernen, dass wir die „lächerlich kleinen Schritte“ nie unterschätzen und nie aufgeben dürfen. Der letzte Schritt der Evolution ist uns aufgetragen: die „über jedes Menschenmaß hinausgehenden“ Forderungen unseres Schöpfers in seiner Kraft und in seinem Geist unablässig anzugehen und darauf zu setzen, dass

der lächerlichste kleinste Schritt unendlich wertvoll und sogar
das Scheitern immer noch groß genug und eine Gnade ist.